



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Französische Romandichter. 1. : Balzac.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Französische Romandichter.

---

### I.

### B a l z a c.

Es sind noch nicht ganz zweihundert Jahre, daß Frankreich einen Romanschriftsteller besaß, dem der glänzendste Ruhm folgte. Es war der fruchtbarste und beliebteste Autor seiner Zeit. Durch Unglücksfälle gezwungen, sich durch literarische Arbeiten eine ehrenvolle Existenz zu sichern, veröffentlichte er mehr als 50 Bände von 1200 sparsam gedruckten Seiten. Sein Werk, wie jetzt Balzac sagt, erfuhr mehrere Auflagen und war die Wonne der literarischen Gourmands des Hofes und der Stadt. Und nicht allein weltlichgestimmte Leute, Jünglinge und Frauen verschlangen diese endlosen Liebesgeschichten: die Bischöfe vertheilten sie in ihren Diöcesen „um die rechtschaffenen Leute zu erbauen und denen ein gutes Beispiel der Moral zu geben, die sie predigen.“ Selbst aus der klösterlichen Einsamkeit von Port-Royal ertönten Afforde zu diesem großen Concert der Bewunderung. Der kleinen Anzahl schwer zu befriedigender Leser, die die Geschichten doch etwas zu lang fanden, sagte Ménage mit einem Drakelton, daß sie dadurch nur die Kleinlichkeit ihres Geschmacks bewiesen. Die Kritik stellte den Autor frischweg auf eine Stufe mit Homer und Virgil, und der große Haufen war mit der Kritik einer Meinung. Der Ruhm des Autors hatte Berge und Meere übersflogen; Europa bewunderte ihn, man übersetzte ihn in alle Sprachen, die Königin Christine von Schweden rechnete es sich zur Ehre, mit ihm in Briefwechsel zu stehen; die Maler stritten sich um die Ehre, ihn zu malen; die Dichter besangen ihn; er hatte eine Grassmücke, mit der sich ganz Paris beschäftigte, wie vor Kurzem noch mit dem Stoc Balzac's; mit einem Worte, er war noch berühmter, als es jetzt Balzac und Sue sind.

Grenzboten 1844. II.

3

So eigenfönnig ist aber die Nachwelt, daß, wenn ich den Namen der Beröhmtheit nenne, deren damaligen Ruf ich ohne Uebertreibung geschildert habe, der Leser mir in's Gesicht lachen wird. Wenn ich ihm sage, daß ich von Fräulein Madeleine de Scudery spreche, während ihres Lebens die Sappho des siebzehnten Jahrhunderts genannt, von der Verfasserin des berühmten Bassa, des großen Cyrus, der Clelia, des Almahide u. s. w., wird er mir antworten, daß ihm dieser Ruhm unbegreiflich sei, daß Cyrus und Cleopatra entsetzlich langweilige Bücher seien, (was ich ihm gerne zugebe, selbst wenn er sie nicht gelesen hat), und daß hier keine Aehnlichkeit mit Balzac vorhanden sei, worin ich ihm entschieden widersprechen muß.

Denn am Ende bestehen doch zwischen dem berühmtesten und fruchtbarsten französischen Romanschriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts und dem berühmtesten und fruchtbarsten des neunzehnten, zwischen Fräulein von Scudery und Herrn von Balzac, zwei Punkte der Aehnlichkeit! Das gleiche Fach, die gleiche Fruchtbarkeit, die gleiche Beröhmtheit. Aber, wird man mir einwenden, wie kann man Meisterwerke mit einem Haufen langweiliger Productionen vergleichen, die kein anderes Verdienst besitzen, als das der großen Anzahl, und an Styl, Geist und Phantasie leer sind? Einen Augenblick, lieber Leser, die Vorfahren der Franzosen, die Zeitgenossen Richelieu's, des Cardinals de Richelieu, der Madame de Sévigné und Pascal's waren eben so gescheidt wie die Leute unserer Zeit; so dickleibig die Werke des Fräulein von Scudery waren, erlebten doch mehrere derselben drei Auflagen, und man muß sie lesen, um sich zu überzeugen, daß ihnen weder Geist, noch Phantasie, noch Styl fehlt. Ihre Form ist ziemlich dieselbe, wie die aller besseren Schriften jener Zeit, und dennoch, ich gestehe es gerne, gehört Muth dazu, sich an ihre Lectüre zu wagen: denn man könnte dabei sterben vor Langeweile. — Woher kommt das? Was mangelt Fräulein von Scudery, daß sie uns nicht bezaubert, wie sie unsere Vorfahren bezauberte? Fräulein von Scudery konnte nicht schreiben, antworten mehrere Kritiker. Ihre Werke leben nur durch den Styl. Diese Behauptung, welche, wie ich wiederholen muß, schon den Thatsachen gegenüber falsch ist, ist selbst dem Prinzip nach sehr zu bestreiten. Die Form verhindert uns nicht, die Ilias und den Roman des Longus zu würdigen; die Form hat nicht diese Werke Jahrhunderte überleben gemacht; und wenn Shakespeare,

den die Engländer fast schon übersehen müssen, unsterblich ist, ist er das durch den Styl geworden? Nein, sondern durch die Wahrheit der Empfindungen und Leidenschaften, durch eine Wahrheit, die nicht eine individuelle, locale und vorübergehende ist, sondern eine allgemein menschliche, ewige, welche den großen Schriftstellern die Unsterblichkeit gibt. Die Romane des Fräulein von Scudery sind vergessen, weil sie nicht wahr gewesen, und sie konnten Bewunderung finden, obgleich ihnen nicht allein die absolute, sondern bis zu einem gewissen Punkte auch die relative Wahrheit fehlte. Ein Romanschriftsteller, wie groß auch sein Anspruch sei, seine Zeit treu zu schildern, ist kein Geschichtschreiber: er ist ein Poet und als solcher soll er das Schöne darstellen, aber das Schöne im Wahren. Wenn seine Erfindungen gemachte Leidenschaften, flüchtige Launen zu Stützpunkten haben, so kann er gefallen, so lange diese Leidenschaften und diese Launen dauern, mag er sie auch noch so sehr übertreiben, noch so willkürlich zeichnen und ausmalen; aber wenn diese Grundlage schwindet, so fällt das Ganze zusammen und behält nicht einmal den Werth eines historischen Documentes. So ist es den Romanen des Fräulein von Scudery gegangen.

Wir wollen versuchen, dem Leser einen Begriff von dem Grundplan jener Bücher zu geben, welche unsere Vorväter so sehr liebten, weil sie sich darin mit ihren Gefühlen, ihren Meinungen und ihren Launen, ihrer Sprache, ihren Lebensgewohnheiten und den ausschweifenden Träumen ihrer Phantasie wiederfanden. Sie sahen sich darin, wie sie waren; elegant, geschwätzig, tapfer, raffinirt, verliebt, aber im Ganzen tugendhaft, und diese kleine Täuschung war nur ein Reiz mehr.

Der Schauplatz ist in Assyrien, Persien, Aegypten oder Rom; aber es versteht sich von selbst, daß diese Perser, diese Assyrier, diese Römer Nichts von ihrem Lande haben, als den Namen. Vier Eigenschaften waren wesentliche Erfordernisse eines Romanhelden; er mußte schön sein, Muth besitzen, Geist haben und von Stande sein. Häufig war es ein verkleideter Prinz; die Heldin war Königstochter, Prinzessin, zum wenigsten eine vornehme Dame und schön wie der Tag. Das erste Mal sieht man sich im Tempel von Sinope, in den Gärten von Cbatana, am Hofe von Babylon oder an den Ufern der Tiber. Wie heute noch ist der Held auf der Stelle sterb-

lich verliebt („der erste Augenblick dieses verhängnißvollen Zusammen-  
treffens war der erste einer Leidenschaft“); wenn die Gelegenheit  
günstig ist und sein Rang es ihm erlaubt, so redet er die Heldin  
mit galanter Miene und leidenschaftlicher Wärme an („Wir erröthe-  
ten Beide, als ich sie anredete, aber gewiß aus verschiedenen Em-  
pfindungen, denn Verschämtheit rief bei ihr hervor, was bei mir die  
Liebe verursachte.“). Unsere modernen Helden haben eine bessere Mei-  
nung von sich.

Wieder in seinem Palaß angekommen, macht der Prinz, der  
natürlich seinen Vertrauten, wie die Prinzessin eine Vertraute hat,  
seiner Leidenschaft in glühenden Lobpreisungen der Schönheiten Luft,  
die sein Auge gesehen hat, und legt seinem Herzen zahllose Fragen  
vor („aber endlich, nachdem ich eine Zeit lang schweigend dagestan-  
den hatte, entschied ich mich plötzlich und rief aus: Nein, nein, mein  
Herz, schwanke nicht länger, gestehe, daß wir Amestris achten, daß  
wir sie lieben, daß wir sie anbeten“). Ist die Sache endlich einmal  
so weit entschieden, so entwickelt der Held, um die Liebe seiner Schö-  
nen zu gewinnen, wahrhaft übermenschliche Eigenschaften und Ta-  
lente. Er übertrifft die zwölf Arbeiten des Herkules, er besiegt Ar-  
meen, er nimmt Städte ein; er fordert seine Nebenbuhler zum Zwei-  
kampf heraus, er entwaffnet oder verwundet sie und erobert sich ihre  
Achtung. Er ist tapfer wie Achill, menschlich und edel wie Bayard,  
enthaltfam wie Scipio, und bald wird im ganzen Reiche nur von  
ihm allein gesprochen.

Bei der Heldin macht die Leidenschaft viel langsamere Fort-  
schritte; am Ende des ersten Theiles ist sie erst bei der Achtung; in  
den fünf folgenden Theilen wird sie nach und nach von einem hal-  
ben Duzend Nebenbuhlern entführt, die alle von gutem Herkommen  
und guter Erziehung, sehr verliebt oder sehr bescheiden sind und sich  
damit begnügen, sie über Berg und Thal, über Land und Meer zu  
schleppen, sie immer sehr demüthig und sehr weitläufig von ihrer Lei-  
denschaft unterhaltend. Es versteht sich von selbst, daß sie ihnen derb  
die Wahrheit sagt, und da sie regelmäßig von dem befreit wird, der  
bereits ihre Achtung besitzt, läßt die Dankbarkeit nicht lange auf sich  
warten. Der Held benutzt die günstige Gelegenheit und verbraucht  
eine Menge von rhetorischen Umschweifen, um ein Wort von seiner  
Liebe zu sagen. Im Anfange wird er zurückgewiesen, bald, weil sein

Reiz noch unbekannt ist, bald, weil die strenge Tugend der Heldin über den Ausdruck eines Gefühls unruhig wird, welches ihre hohen Eltern ihr nicht zu theilen erlauben. Der Held erklärt und beweist, daß er von hoher Geburt sei; und jetzt läßt man ihn errathen, daß man eine leise Neigung fühle, ihn nicht zu hassen (Styl jener Zeit). Im neunten Theile gesteht man ihm mit niedergeschlagenen Augen, daß man ihn genügend achte, um sich nicht von seiner Liebe beleidigt zu fühlen und um zu wünschen, daß diese Liebe ewig sei; endlich im zehnten versteht man sich mit Einwilligung der Eltern zu einer entschiedenen Erklärung und endigt mit einer Heirath; und sie waren, sagt der Erzähler, „so glücklich, daß man es nicht mehr sein kann.“ Zuweilen hat der Roman einen tragischen Ausgang; die Heldin ist an einen Andern verheirathet, und da der Ehebruch in den Büchern von damals wenig in Gebrauch war, stirbt sie vor Schmerz, und der Geliebte beeilt sich, ihr in das Grab zu folgen; „glücklich, sagt der Autor, die nicht überlebt zu haben, für die er allein lebte, und freudig in den Tod gehend, weil er damit ein so schönes Beispiel der reinsten und wahrhaftigsten Leidenschaft, die seine Seele je gefühlt, gegeben hatte!“

Hinzufügen muß ich noch, daß diese zehn Bände (und soviel hatte man zu einem Roman damals unumgänglich nothwendig) vollgepropft sind von einer Menge kleiner Geschichten, welche die Nebenpersonen einander erzählen; diese Nebenpartien verbinden sich wohl oder übel mit dem Hauptfujet, geben aber dem Roman eine große Mannigfaltigkeit an Vorfällen und Abenteuern. Was nur die Phantastie Wunderbares erzeugen, was nur an Wendungen und Umschweifen der raffinirteste Geist erfinden kann, um die tausend Schattirungen eines Gedankens zu geben, findet sich hier. Alles aber ist rhetorisch, anstatt leidenschaftlich, manierirt, anspruchsvoll, weitschweifig, geschraubt noch mehr dem Gehalt als der Form nach; ohne Plan, ohne Verbindung, ohne Logik; aber doch wieder rein, zart und ritterlich; man trifft nicht auf die mindeste Alfoven- oder Boudoirscene, auf kein Bild, welches fähig wäre, das zarteste Gefühl zu verletzen; die Keuschheit des Styles kommt dem Adel der Gedanken gleich. Doch außerhalb dieser idealen und platonischen, von den Schöngeistern jener Zeit so sehr geliebten Welt ging die wirkliche ihren gewöhnlichen Gang fort.

Heute verfahren unsere Schriftsteller anders; um uns zu gefallen, kehren sie die raube Seite ihres Gewebes heraus. Aber mit eben soviel Geist, eben soviel Phantasie, mehr Wissenschaft, mehr Beobachtungsgabe, mehr Logik, mehr wahrer Leidenschaft, und mit einer vollkommeneren Form hat Balzac, der doch im Styl Eugen Sue weit überlegen ist, bei einem ganz entgegengesetzten Ideengehalt denselben Schwulst des Styls, denselben Mißbrauch der Beschreibung und der Analyse gezeigt, der uns bei Fräulein von Scudery auffällt. Beide weisen Blätter auf, die in Affectation und schlechtem Geschmack miteinander wetteifern können; und bemerkenswerth ist es gewiß, daß unter den beiden Manieren die am meisten geschraubte und schwülstige nicht die des Fräulein v. Scudery ist.

Bleiben wir bei Balzac und Scudery, und verfolgen wir diese Vergleichung zwischen dem Roman des 17. und des 19. Jahrhunderts in der Person seiner zwei vorzüglichsten Repräsentanten. Gehen wir dabei bis auf den Grund ihrer Werke, vergleichen wir die Verhältnisse und die Physiognomie ihrer Personen, das Spiel ihrer Leidenschaften, so finden wir, daß jeder Vergleich aufhört, oder vielmehr, daß er sich vollkommen umkehrt. Fräulein v. Scudery lebte in einer müßigen und frivolen, aber in Klassen und Rangordnungen abgetheilten Gesellschaft; die Angelegenheiten des Herzens, wie die des Lebens wurden durch eine Etiquette geregelt, von der man nicht abzuweichen wagte. Balzac gehört einer Zeit an, die wohl politische, aber keine sittliche oder sociale Gesetze aufzuweisen hat. Das Leben ist ziemlich regelmäßig in seiner Armseligkeit, weil es ein wesentliches Triebrad, das Geld, und eine hitzige bewegende Kraft, das Interesse besitzt; aber in der geistigen Welt herrscht ein schreckenerregendes Chaos. Und vorzüglich von dieser Seite gleicht Balzac seinem Jahrhundert. Was uns in der Literatur charakterisirt, das ist die Scheu vor dem Bekannten; so kalt und gewöhnlich unser Leben ist, so begehrtlich und fieberhaft fantastisch sind unsre Gedanken; aber wie lange schon ist das menschliche Herz, diese Goldgrube, von unsern Dichtern in allen Richtungen durchspürt worden. Um eine neue Ader zu entdecken, wie viel Geduld, wie viel Fleiß ist da nöthig! Und doch müssen wir Neues, Ungewohntes haben; wir müssen es schnell in großer Menge haben, selbst wenn es nicht mehr in der Welt vorhanden wäre. So gedrängt verschmelzen wir bekannte

Typen, suchen wir neue Effecte in widernatürlichen Gegensätzen, und erzeugen mit aller Anstrengung unsrer Phantasie bizarre, verstümmelte, unreife Gebilde, denen die beiden ersten Bedingungen des Lebens, Einfachheit und Wahrheit, fehlen, und welche mit uns oder selbst vor uns sterben.

Es handelt sich heutzutage nicht mehr darum, ob ein Romanheld schön, geistvoll, muthig und von Rang sei; keine dieser Eigenschaften ist ihm unbedingt nothwendig; die letzte ist nicht nur verschwunden, was leicht zu begreifen ist, sondern man liebt es noch, sie durch die ganz entgegengesetzte bei einem Helden zu ersetzen. Keinen Vater zu haben, ist eines der ersten Vorrechte eines Romanhelden; Nichts ist poetischer, als ein Mensch ohne Geburtschein. Doch hier sind diese Balzac und Sue noch die aristokratischsten unsrer Romanschriftsteller; ihre Helden haben gewöhnlich einen Vater, meistens selbst einen Titel, oder wenigstens ein Bon. Nur stehen sie gewöhnlich auf geheimnißvolle Weise mit irgend einer Gesellschaft entlassener Galeerensträflinge, Gauner und Freudenmädchen in Verbindung, mit einer kleinen Welt für sich, die diese Herren auf ihre Art organisirt haben, und die ihnen die düstern Farben zu ihren Gemälden liefert. Die andern Eigenschaften, welche unsre Vorfahren liebten, sind von einer complicirten Eigenschaft von moderner Erfindung ersetzt; ich meine das „gewisse Etwas“; diese kostbare Eigenschaft muß Alles ersetzen, das „gewisse Etwas“ liegt gewöhnlich im Auge; dies Auge ist Alles, was man will: es ist bald sanft, bald stolz, öfter frivol, aber immer berückend. Es hat, um mich eines Balzacschen Ausdrucks zu bedienen, Ausströmungen, deren Wirkung unwiderstehlich ist, und die ein Frauenherz so sicher durchbohren, wie ein Carabiner von Delvigne auf hundert Schritt. Was Geist und Herz betrifft, so sind diese mit einem höchst wunderbaren Gemisch von Eigenschaften ausgestattet. Vor Allem trägt seine Stirn den Stempel der Göttlichkeit; er hat Genie, viel Genie und ein Universalgenie. Er könnte nach eigener Wahl ein großer Feldherr, ein großer Philosoph, ein großer Dichter, ein großer Redner, ein großer Staatsmann sein; wenn er weder ein Napoleon, noch ein Montesquieu oder ein Chateaubriand, ein Mirabeau oder ein Richelieu geworden ist, so liegt der Fehler an den Menschen, die er zu klein gefunden hat, als daß es der Mühe werth wäre, sich um ihre Füh-

zung zu bekümmern, oder auch, weil er mit einem Blick die Wichtigkeit irdischer Dinge erkannt hat. In seinen Verhältnissen mit Frauen ist der Held zu gleicher Zeit aufrichtig wie ein Kind, düster, verwegend und wild wie ein Bandit, elegant und durchtrieben wie ein *Noué* des vergangenen Jahrhunderts, schamlos, gemein und zudringlich wie ein Industrieritter unserer Tage.

In seinen weiblichen Gestalten erscheint uns Balzac wie der Christoph Columbus einer neuen Gattung. Er hat Schönheiten entdeckt, wo sie Niemand vor ihm vermuthete, und er beschreibt seine Entdeckung mit einem solchen Luxus des Details, einem solchen Zauber der Sprache, einer solchen anscheinenden Aufrichtigkeit seiner Begeisterung, daß sich der Leser davon gefangen nehmen läßt; die gewöhnlichen Begriffe von Schönheit werden umgestürzt; da, wo unsere Augen Nichts sehen, als einen kahlen und unfruchtbaren Felsen, läßt uns Balzac mit den feinnigen eine grüne Insel erblicken, durchschnitten von Bächen, beschattet von Hainen, geschmückt mit Blumen: es ist nicht mehr Grönland, es ist Oahaiti! Man gebe Balzac eine Frau von 40 Jahren, blaß, gelb, traurig, kränklich und schwach; ihre Augen von blauen Ringen umgeben; ja, sie kann selbst bucllig sein oder hinken, es thut Nichts, denn das wird in einem Augenblick zu einem Reize mehr. Diese Gestalt schmückt unser Autor mit dem auserlesensten Geschmack; er umhüllt sie künstlich mit blonden und Spitzen; er gibt ihrem Blick eine ganz eigenthümliche magnetische Kraft, jeder ihrer Bewegungen eine verführerische, wollüstige Nachlässigkeit, vermischt mit vornehmer Grazie. Ihre Traurigkeit wird Schwärmerei, auf ihrem gelben Teint mischt ein günstiges Zwielicht die bezauberndsten Schattirungen; in den Falten ihrer Schläfe, in den Umrissen ihrer Nase, in den Linien ihres Busens, in ihren Mundwinkeln, in ihren Ohren, in ihrem Haar, in ihren Nägeln entdeckt Balzac eine ganze Welt von Wundern, von denen wir keinen Begriff gehabt haben; wir sind geblendet, hingerissen; es ist nicht mehr eine Frau von reiferem Alter, gelb und verwachsen, die wir vor Augen sehen; es ist ein Engel, eine Fee, eine Venus, die einen Gymnastasten wahnsinnig machen, einen achtzigjährigen Greis entzücken kann.

Wenn Balzac zufällig eine junge und schöne Frau zu schildern hat, so zeigt er dieselbe Scheu vor dem Bekannten, dieselbe Wuth

nach Entdeckungen. Er läßt Alles bei Seite liegen, was den großen Haufen anzieht. Wie er erst die Häßlichkeit in Schönheit verwandelte, thut er jetzt fast das Gegentheil. Indem er sein Bild pikant machen will, verdirbt er es. In den Zeiten der Scudery nahm man es nicht so genau; man häufte Schönheit auf Schönheit; die Heldin war immer ein Musterbild aller körperlichen und geistigen Vollkommenheiten. Wir wollen beide Manieren einmal gegenüberstellen. Hier ist das Porträt der „illustren“ Madame Artamène, (t. I. pag. 330.)

„Diese Prinzessin trat eben in ihr neunzehntes Jahr. Der Schleier von Silbergaze, welcher ihr Haupt umhüllte, verhinderte nicht, die tausend goldenen Ringel ihres schönen Haares zu sehen, welches ohne Zweifel vom schönsten Blond war, das es jemals gab, indem es Alles hatte, was Glanz geben kann, ohne etwas von der Frische zu nehmen, die eines der nothwendigsten Erfordernisse vollkommener Schönheit ist. Sie war von sehr edlem, sehr vortheilhaftem und sehr zierlichem Wuchs; und sie ging mit so bescheidener Majestät einher, daß sie die Herzen Aller nach sich zog. Ihr Busen war weiß, glatt und wohlgeformt; sie hatte blaue Augen, aber so sanft, so glänzend und so voller Verschämtheit und Lieblichkeit, daß es unmöglich war, sie zu sehen, ohne Achtung und Bewunderung zu fühlen. Ihre Lippen waren so roth, ihre Zähne so weiß, so gleich und so wohl gesetzt, ihr Teint so glänzend, so rein und so rosig, daß die Frische und die Schöne der seltensten Blumen des Lenzes nur einen unvollkommenen Begriff von dem geben können, was ich sah und was jene Prinzessin besitzt. Sie hatte die schönsten Hände und die schönsten Arme, die es möglich ist, zu sehen; denn da sie beim Eintritt in den Tempel ihren Schleier zweimal lüftete, bemerkte ich diese letztere Schönheit, wie ich schon alle andern bemerkt hatte. Aber, Seigneur, aus all diesen Schönheiten und Reizen, die ich euch nur so ausführlich beschrieben habe, damit Ihr Artamène weniger schuldig finden mögt, entstand eine Anmuth in allen Handlungen dieser berühmten Prinzessin, die so wunderbar und ungewöhnlich ist, daß, mochte sie gehen oder stillstehen, sprechen oder schweigen, lächeln oder nachdenklich sein, sie immer reizend und bewundernswürdig war.“

Grenzboten 1844. II.

4

Jetzt wollen wir noch die Hauptzüge einer der jüngsten und interessantesten Frauengestalten Balzac's geben, der Madame de Mortsauf (le Lys de la Vallée). Madame de Mortsauf ist 27 Jahre alt. Zwischen den beiden Porträts liegt ein Zeitraum von 186 Jahren.

Ihre runde Stirn, vorspringend wie die der Zucunde, schien erfüllt zu sein von unausgesprochenen Gedanken, von zurückgedrängten Gefühlen, von Blumen, ertränkt von bitterm Wassern; ihre grünlichen Augen, eingefast von braunen Pünktchen, waren immer matt; aber wenn es sich um ihre Kinder handelte, erglänzte in ihrem Auge plötzlich ein zartes Leuchten, das sich in den Quellen des Lebens zu entzünden schien, als wolle es sie austrocknen. Eine griechische Nase, als wäre sie von Phidias gemeißelt, und durch einen doppelpelten Bogen mit den zierlich geschwungenen Lippen verbunden, vergeistigte ihr ovales Gesicht, dessen Teint, dem Gewebe der weißen Camellie gleichend, auf den Wangen sich in lieblichen rostigen Tönen röthete. Ihre Fülle störte weder die Anmuth ihres Wuchses, noch den sanften Schwung der Umrisse, welcher nothwendig war, damit ihre Formen schön blieben, obgleich sie entwickelt waren. Ein zarter Flaum schwand die Wange hinab bis auf die Halbfläche der Schulter, das Licht dort festhaltend, daß es seidenartig glänzte. Ihre Ohren, klein und wohlgestaltet, waren nach ihren eigenen Worten die Ohren einer Sklavin und einer Mutter; ihre Arme waren schön, ihre Hände, deren Finger sich leise aufwärts bogen, waren lang, und wie bei den antiken Statuen, bildete das Fleisch an den Seiten der Nägel einen zarten Saum. Ihr Körper hatte die Frische, welche wir an ebenentfalteten Blättern bewundern; ihr Geist hatte die tiefe Intensivität des Wilden; sie war ein Kind durch ihr Gefühl, ernst durch ihre Telden, jungfräulich und verbuhlt zugleich. So gefiel sie ohne Kunst durch ihre Art sich zu setzen, aufzustehen, zu schweigen, und ein flüchtiges Wort fallen zu lassen. Ihre Art, die Endungen in *i* zu sprechen, erinnerte an den Gesang eines Vogels; ihr *ch* tönte wie eine Liebesung, und die Art, mit der sie das *t* hervorstieß, verrieth einen Despotismus des Herzens. So erweiterte sie, ohne es zu wissen, den Sinn der Worte und riß den Zuhörer mit sich in unbekannte Welten fort."

Wer gefällt dem Leser am meisten, die „illüstre“ Madame, oder Madame de Mortsauf? Ich meines Theils muß gestehen, daß „zwischen Beiden mein Herz schwankt,“ d. h. daß sie mir beide aus verschiedenen Gründen mißfallen. Das erste Porträt ist das Porträt einer Kunst, die sich noch in ihrer ersten Kindheit befindet, von einem decorationsmäßigen Colorit, ohne Nüancen, ohne Leichtigkeit und von wenig Wahrheit. Das zweite zeigt die nach Seltsamem und Fantastischem haschende Anstrengung einer gealterten und blasirten Literatur; es ist anspruchsvoll, manierirt, verschnörkelt und naturwidrig. Dennoch gibt es Leute, die bei solchen Entdeckungen vor Bewunderung außer sich gerathen und ausrufen: Wie tief weiß Balzac zu analysiren! Uns aber ist es nur ein Zeugniß, wie ein so trefflich begabter Schriftsteller den gesunden Menschenverstand mißhandelt und die Sprache verrenkt. Liest man Balzac's Werke mit ruhiger Ueberlegung, läßt man sich nicht hinreißen von einer oft mit schlagender Kraft und Wahrheit ausgestatteten Conception, so erstaunt man über die unglaubliche Freiheit, die er sich erlaubt; viele Seiten sind ein Muster von barockem und verschnörkeltem Styl. Da findet man lange, schleppende, schlechtverbundene Perioden, die, gespickt mit bizarren Neologismen, den Gedanken nicht deutlicher, sondern unverständlicher machen; Metaphern, bei denen Einem die Haare zu Berge stehen; Bilder, in denen man alle drei Reiche der Natur geplündert und zusammengeschmiedet findet. Dazu muß man bedenken, daß diese Sünden mit dem erschwerenden Umstand des Vorbedachts begangen werden. Nichts hat weniger mit Nachlässigkeit zu thun, als Balzac's Styl; sein Ruf als Corrector ist in den Druckereien sprichwörtlich geworden; nur um nicht einfach zu sein, impft er sich selbst ein schreckliches Uebel ein; er nennt das „sich mit der Sprache herumschlagen;“ könnte er nicht eben so gut mit ihr in gutem Einverständnis leben?

Und doch, ich wiederhole es, ist Balzac einer der Männer, die vom Himmel die heilige Flamme der Poesie empfangen haben, und ich selbst, der ich ihn tadle, weil ich ihn bewundere, wie oft hat mich der Tag erst erinnert, daß ich den Schlummer über einem seiner Bücher, das ich am Abend vorher begonnen, vergessen hatte! Er gibt uns Gedanken, die bis in die geheimsten Tiefen der Seele nach-

klingen; die Augen werden feucht; man legt das Buch hin; man schmelzt in einer köstlichen Empfindung; man verweilt in einer frischen Dase, und dann verfolgt man wieder seinen Weg über kahle Abgründe, über Gletscher, über nackte Felsen, durch Gestrüppe und langweilige Wüsten.

Die literarische Biographie Herrn de Balzac's ist ganz in einer der etwas anspruchsvollen, aber vollkommen wahren Stellen seiner Vorereden enthalten. Der Styl der bekümmerten oder vom Blitz des Unglücks getroffenen Wesen gleicht nicht dem Styl derer, deren Leben ohne Katastrophe ruhig verlossen ist. Ueberblicken wir schnell dieses vom Blitz getroffene Leben. Honoré de Balzac ist am 20. Mai 1799 zu Tours von armen Eltern geboren; er stammt nicht von seinem berühmten Namensvetter ab, dem großen Balzac, den Niemand mehr liebt; der Familienname des Letzteren war Guez. Unser berühmter Zeitgenosse besteht selbst darauf, „daß er nicht Edelmann sei im historischen Sinn dieses Wortes, das so bedeutsam die Familien des erobernden Stammes bezeichnet; aber, fügt er hinzu, ich sage dies, indem ich ihrem Stolze den meinen entgegensetze; denn mein Vater rühmte sich, gleichen Stammes mit dem besiegten Volke zu sein, aus einer Familie, die in Auvergne gegen die Invasion gekämpft hat und aus der die d'Entragues stammen.“ Wir geben gern zu, daß Balzac von dem besiegten Volke abstammt, d. h. vom reinsten gallischen Blut. Wir wollen auch kein Wort über sein Von verlieren. Denen, die ihn fragen, warum er es 1826 abgelegt habe, antwortet er, daß, da er Buchdrucker wurde, er auch geglaubt habe, den Geist seines Standes annehmen zu müssen. Die jüngeren Söhne adeliger bretagnischer Familien legten, wenn sie Kaufleute wurden, ihren Degen und ihren Adelsbrief auf der Stadtkanzlei nieder; so hat es Herr von Balzac mit seinem Von gemacht.

Der Vater Balzac's, Secretär beim großen Rath unter Ludwig XV., verlor seine Stelle durch die Revolution und schickte seinen Sohn während des Kaiserreichs auf das College von Vendôme, wo er seine ersten Studien machte. Hier zeigte der junge Schüler frühzeitig die Eigenschaften eines hochbegabten Jünglings; denn im zwölften Jahre machte er schon schlechte Verse, sprach schlechtere Themata, gewann unzählige Preise und erhielt den Spitznamen Poet.

Nach Beendigung seiner Studien erwarb sich Balzac die Baccalaureuswürde und sah sich jetzt in Paris, ohne Vermögen, aber mit dem abenteuerlichen Geiste eines Mannes ausgestattet, der seine Kräfte fühlt. Er stürzte sich kopfüber in die Hölle, die man die literarische Laufbahn nennt. Der interessanteste Roman, den er seitdem unter dem Titel: *Un grand homme de Province à Paris* veröffentlicht hat, kann uns gewiß einen Begriff von seiner Lebensweise in jener Zeit geben. Mit seltener Unererschrockenheit und unermüdblicher Ausdauer machte er zwanzig vergebliche Versuche und sah vierzig seiner Bände der Vergessenheit anheimfallen. Kaum hatte er eine Schlacht verloren, so wagte er schon eine neue, indem er die Farben seiner Fahne veränderte; er nannte sich nach einander *Horace de St. Aubin*, *Viellerglé*, *Lord R'hoone*. Je hartnäckiger man sich weigerte, ihn zu lesen, desto hartnäckiger bestand er darauf, zu schreiben. *Les deux Hector*, *le Centenaire*, *le Vicaire des Ardennes* (den unlängst Tietz so sehr gelobt) u. s. w. sind die Namen jener Erstlingswerke, die Balzac mit stoischem Gleichmuth aus dem Laden des Buchhändlers zu der Bude des Antiquars und von da zum Käsefrämer wandern sah. Die Erzeugung dieses jetzt vergessenen Maculaturhaufens fällt in die Jahre 1821 bis 1829. Ich muß hinzufügen, daß Balzac die Verfasserschaft eines großen Theils dieser Werke läugnet und erklärt, daß unter denen, die er anerkennt, mehrere sich befinden, die er gemeinschaftlich mit Andern verfaßt habe.

Nicht zufrieden, sein Glück mit der Feder zu versuchen, ließ sich auch der Schriftsteller in Buchdruckerei- und Buchhändler-speculationen ein, welche schlecht ausfielen; er gerieth tief in Schulden, und um diese zu bezahlen, glaubte er von Neuem zu dem Mittel, welches bis jetzt so schlecht angeschlagen hatte, seine Zuflucht nehmen zu müssen. „Ich wollte“, sagte er später, „meine ungeheueren Schulden bezahlen und anständig leben. Dies große Resultat wollte ich mit einer Gänsefeder, einer Flasche Tinte und einigen Buch Papier erreichen, in einer Stadt, wo der Schriftsteller keinen Credit hat, wo er nicht nur Talent, sondern auch Glück haben und außerdem Tag und Nacht arbeiten muß, um sechstausend Francs jährlich zu erwerben; und ich hatte allein achttausend Francs jährlich Interessen für meine Schulden zu bezahlen! War das nicht eine Thorheit? Ich unternahm diesen

Kampf zu einer Zeit, wo sich wegen geringerer Verlegenheiten einer meiner Freunde, dessen Selbstmord großes Aufsehen machte, erschossen hatte." Durch Hartnäckigkeit und Muth ging Balzac als Sieger aus diesem Kampfe hervor. Le dernier Chouan, der 1829 erschien, war der erste Lichtpunkt auf seiner Laufbahn. Dieses Buch, welches vielleicht in Erfindung und Entwicklung den späteren nachsteht, scheint mir im Styl eines der besten Balzac's zu sein. Der Autor sagt hier klar, was er sagen will, und dunkle und verzwickte Phrasen kommen noch nicht so häufig vor, als anderwärts. Von diesem Buch an war der literarische Ruf Balzac's beständig im Steigen, la Physiologie du Mariage, la Peau de Chagrin, l'Histoire de Treize stellten ihn unter die beliebtesten Schriftsteller; und bald entstand eine neue und zahllose Büchersfamilie, die von dem Publicum noch freudiger begrüßt wurde.

Jene große Camera obscura betitelt Scènes de la vie privée, in der Balzac unsere Zeit von allen ihren Seiten schildern will, läßt sich in drei Hauptabtheilungen scheiden. Es sind dies die Scènes de la Vie Parisienne, die Scènes de la Vie de Province, und die Contes ou Etudes philosophiques. Ich übergehe die Contes drôlatiques, welche Nichts sind als eine Sammlung geistreich und künstlerisch bearbeiteter Obscönitäten, ein Leben eines civilisirten Jünglings mit der Naivität und der Aufrichtigkeit greisenhafter Ausschweifung. Die Scènes de la Vie de Province sind die schönste Blüthe in dem Ehrenkranze Balzac's. Hier finden wir jene Interieurs in niederlyonischer Mundart, die er so trefflich zu malen weiß; hier treffen wir auf jene köstlichen, klaren Schöpfungen, die ein vollkommenes Ensemble ohne Lücken und Ueberladung, ohne Trockenheit und ohne Verschwommenheit bilden, die in Form und Inhalt einfach und wahr sind und sich der Vollkommenheit nähern. Was die philosophischen Intentionen unseres Autors betrifft, so sind sie, glaube ich, sehr schwer auseinanderzusetzen. Die größte Zahl der mit diesem imponirenden Beinort versehenen Bücher hat Nichts damit zu thun; es ist Nichts als eine buchhändlerische Lockspeise. Es ist überhaupt nicht leicht, die vierzig Romane, welche Balzac sein Werk nennt, zusammenzufassen, um ein moralisches, politisches oder sociales Facit daraus zu ziehen; sein Gedanke, oder vielmehr seine Gedanken sind

wesentlich negativ; in den Schmelztiegel irgend eines Prinzips gebracht, verflüchtigen sie sich augenblicklich. Wenn man die mannigfaltigen Erzeugnisse seiner Feder anders als aus dem Gesichtspunkte der Kunst betrachtet, wenn man etwas Anderes sucht, als ein mehr oder weniger reizendes Gemälde, so findet man nichts Greifbares, Bleibendes, als eine Art von Skeptizismus, der bald raffinirt, bald gemein, bald unruhig und bitter ist, und der zugleich an Voltaire, an Paul de Kock und an Byron erinnert.

Den Liebhabern persönlicher Schilderungen muß ich sagen, daß Balzac in seinem Aeußeren Nichts von den obengenannten Banditen hat, die er geschaffen hat; in der düstersten Zeit seines Kampfes gegen Armuth und Ruhmlosigkeit, unter der Restauration war sein Aussehen viel poetischer. Er war noch hager, sehr hager, hatte ein bleiches Gesicht, ein funkelndes Auge, sprach feurig und gesticulirte heftig; seine Unterhaltung war voll Lustschlösser. Er war ein Mensch der Projecte. Außer in diesem letzten Punkte, der, sagt man, noch ganz so sein soll, hat sich Vieles verändert. Indem Balzac an Ruhm gewann, hat er Napoleon nachgeahmt; er hat auch an Dicke gewonnen. Man denke sich einen kleinen, dicken, untersehten, breitschulterigen Mann, gewöhnlich mit großer Nachlässigkeit gekleidet, mit langen, schwarzen, schlecht gekämmten Haaren, einem runden, rothen, jovialen Mönchsgesicht, einem großen und lachenden Mund unter einem Schnurrbart — Züge, die in ihrem Ensemble etwas Gemeines hätten, wenn nicht das kleine Auge mit geistreicher Lebendigkeit blitzte. Er soll für Frauen sehr verführerisch sein; ich weiß nicht, ob er dies der magnetischen Kraft verdankt, mit der er das Auge seiner Holden ausstattet, ich möchte es lieber dem Reiz seiner Unterhaltung zuschreiben, die durch Geist und Grazie Bewunderung erregt.